

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Nr. 39.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Pflanzthal.

1917.

Im Gran Chaco.

Skizze aus Paraguay von Richard v. Wurmb.

(Schluß.)

Endlich war es Scheinfeld unmöglich, länger zu schweigen. „Jede Minute können wir überfallen werden, und ich fühle manchmal schon das stumpfe Messer eines rachsüchtigen Wilden an meiner Kehle. Wäre es nicht vernünftiger, das Feld zu räumen? Der Chaco ist groß, Sie finden gewiß einen anderen Platz, der gleiche Vorteile bietet. Aber Sie könnten ihnen aus Santa Maria entfliehen? Gönnten Sie doch den armen Teufeln ein paar Fische aus der Lagune und zahlen Sie den Brüdern und Vettern des Erschossenen ein Fußgeld. Ich meine das nicht wörtlich, denn paraguayische Banknoten haben für die Roten keinen Wert, weil sie keinerlei Handel treiben, aber Sie könnten ihnen aus Santa Maria Pfeffer, Urte und bunte Tücher mitbringen.“

Mit einem solchen Feinde schließt man nicht Frieden, das hieße sich selbst verderben, und Nachgiebigkeit würde er als Schwäche auslegen. Aber es wird nun wirklich Zeit, daß ich Sie nach Santa Maria bringe.“

„Und dann wollen Sie zurück und den Kampf allein aufnehmen? Suchen Sie sich doch einen anderen Platz! Gelingt es Ihnen nicht, die kleine Horde hier zu zwingen, das Gebiet zu verlassen, so kann sie doch jeden Tag verstärkt zurückkommen. Es soll mehr als hunderttausend Wilde im Chaco geben.“

„Sie werden unlogisch,“ unterbrach ihn der Rotbart ruhig, „denn wenn es so viel Wilde im Chaco gibt, wie Sie sagen, werde ich auch an einem anderen Ort welche treffen, und ob ich mich hier mit ihnen herumschlage oder dort, ist doch ganz gleichgültig. Untersiege ich, dann endet mein Leben tragisch, und das ist auch ganz in der Ordnung, denn es ist ja eine Tragödie. Leicht möglich, daß der Vorhang bald fällt, aber es kann auch noch lange Jahre so weitergehen. Sie überschätzen die Gefahr.“

Scheinfeld schwieg. Was hätte er diesem Menschen noch raten sollen! Aber in diesem Augenblick wünschte er sich doch von der Insel des Flüchtlings fort. Es fing an, ungemütlich zu werden.

Eine schwarze Wolkenwand stieg drohend über dem Walde herauf. Die Baumriesen schienen sich miteinander zu beraten, wie sie dem Unheil begegnen könnten; dumpf und unheimlich wie Stimmengewirr klang es aus ihren Wipfeln herab. Von Zeit zu Zeit wurde dies schaurige Geflüster lauter, dann erzitterte die Hütte, und im Schilfe des Daches raschelte es. Plötzlich ging ein dumpfes Dröhnen durch die Luft, als ob tausend Reitergeschwader heranzürzten.

Jetzt pff der Wind im Vordach, erstarb mit einem Male, und nun bedrückte eine unheimliche Stille das Herz. Nach einer Weile erhob sich der Sturm und fegte brüllend durch die Finsternis, gelbe Blitze zuckten vom Himmel, und ununterbrochen rollte der Donner. Draufend stürzten die Wogen der Lagune über die Ufer.

Dann strömte eine Regensflut herab, wie Scheinfeld sie noch nie gesehen hatte.

Am nächsten Tage lag wieder brütende Hitze über der Landschaft. „Das war das erste Gewitter in diesem Jahre,“ sagte der Rotbart,

„es leitet die nasse Zeit ein. Bald schwellen die Flüsse an, und das Wild verschwindet völlig aus den Ebenen.“

„Und die Indianer?“ fragte Scheinfeld.

„Da ich ihnen meinen Platz nicht räume, müssen sie wandern.“

„Aber vorher werden sie sich rächen.“

Da lachte der Rotbart. Es war das erste Mal, daß Scheinfeld dies laute, kräftige Lachen hörte; es lag so viel Zuversicht und Kampfesfreudigkeit darin, daß er augenblicklich alle seine Sorgen vergaß.

Der Rotbart ritt am anderen Morgen trotz der drückenden Hitze allein auf Kundschaft aus, was Scheinfeld beinahe übelnahm. Am Abend kam er zurück und sagte: „Ich war auf dem Lagerplatz der Roten, die Asche der Feuer war verstreut, und die Hütten waren niedergerissen. Sie sind fort und kommen wohl nie wieder. Ich verfolgte ihre Spuren bis an den Fluß. Morgen bei Sonnenaufgang reiten wir an der Lagune hin, denn ich vermute in den Büschen, die dort zwischen den Palmen stehen, einen Silberlöwen. Ich traf heute mehrmals auf seine Spuren. Dann aber geht die Reise unbedingt nach Santa Maria, denn Sie werden täglich kränker, und ich muß meine Vorräte ergänzen.“

Jetzt bedauerte Scheinfeld sogar, daß das Jägerleben schon enden sollte. Die Nacht war heiß, er fühlte wieder das Fieber in den Adern, konnte nicht schlafen und stand um Mitternacht auf. Draußen steckte er sich eine Zigarre an.

Vor ihm der Urwald mit seinen hohen, düsteren Bäumen wurde vom Zauberlicht des Mondes bestrahlt. Die Wipfel glänzten gleich silbernen Kuppeln, und unten die kolossale Blättermasse war tiefschwarz. Schwarz lag auch die Lagune da. Dann und wann fiel ein Silberstrahl des Mondes darauf, stimmerte darüber hin und erlosch wieder.

Das Geheimnisvolle und Phantastische dieses Anblicks wirkte auf die ohnehin schon erregten Nerven Scheinfelds beunruhigend. Er erschauerte leicht und dachte: mir wäre es unmöglich, hier zu leben. Und wenn der Rotbart nicht hätte seine Freiheit verteidigen müssen, wäre er auch nicht hier geblieben. Seine Freiheit? Wenn man es recht bei Licht besah, war er der Gefangene des Chaco. Zuweilen mochte er das nicht empfinden, denn die Jagd, die Rothäute und die wilden

Tiere hielten ihn in Atem, aber des Nachts stöhnte er oft tief auf.

Da tauchte plötzlich in der Ferne etwas Helles auf. Scheinfeld sah angestrengt danach hin, und dabei regte sich in seinem Herzen eine seltsame Unruhe. Jetzt erhellte sich der Himmel, es war ein rosiger Glanz, der von der Erde auszustrahlen schien. Da zuckte auf einmal ein blutroter Schein empor, verschwand und kam wieder, und dann stiegen rasch hintereinander dunstig wallende Säulen auf, erst weiß, dann gelblich, dann glühendrot, die flackerten und lohten hin und her.

Das Geheul der Raubtiere verstummte, nur die Lagunenfrösche quakten stumpfsinnig weiter. Aus der Ferne aber tönte ein eigentümliches Knistern, und dann stiegen neue wallende Glutsäulen langsam und majestätisch zum Himmel auf.

Scheinfeld wollte in die Hütte eilen, um seinen Wirt zu wecken; da stand der schon neben ihm und sagte ruhig: „Die Rothäute! Das ist ihr Abschiedsgruß. Ich erwachte, als die Bestien ihren Gesang einstellten, so sehr bin ich daran gewöhnt.“



Dr. Schwander,

Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts (S. 155).

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

„Eine hübsche Teufelei!“ rief Scheinfeld unwillig. „Wenn uns das Feuer auch nicht erreichen kann, so vertreibt es doch das letzte Wild. Und auch der Silberlöwe wird verschwinden,“ fügte er bedauernd hinzu.

„Schade,“ sagte der Rotbart, die hundert Pataken Schußgeld entgingen ihm nun.

Rasend schnell kam das Feuer in langen, wallenden Linien herangeläufen, grell und schreiend rot wand es sich durch die Dunkelheit, zuckte, bäumte sich in stolzem Schwunge gen Himmel, feurige Felsen umherschleudernd, und tauchte dann tausend zur Erde hinab, um wieder mit wahnsinniger Hast vorwärtszufliegen. Aber ihm wogte jetzt dicker, grauer Rauch, in dem zahllose glänzende Funken durcheinander wirbelten.

Der Rotbart sah das Schauspiel mit über der Brust gekreuzten Armen an. Mochte das Feuer die Ebene mit Asche bedecken; nun würde er in dem Hügellande an der anderen Seite der Lagune jagen. Zwar war der Weg dorthin weit und beschwerlich, aber es mußte jetzt viel Wild dort geben.

Da ertönte plötzlich ein leises Plätschern aus dem bewegungslosen Wasser.

Einen Augenblick lauschte der Rotbart, sprang dann in die Hütte, um gleich darauf mit der Büchse in der Hand ans Ufer zu eilen, wo der Kahn angebunden lag.

Scheinfeld lief mit dem Revolver hinter ihm her und fragte: „Was gibt's denn, Landsmann? Ich sehe nichts.“

„Aber ich hörte es ganz deutlich,“ sagte der Rotbart grimmig und sah angestrengt über das Wasser hin, das von der feurigen Glut erglänzte. „Die Roten tauchen wie die Seehunde,“ fügte er nach einer Weile enttäuscht hinzu, „auch schwimmen sie unglaublich lange unterm Wasser hin. Aber auch ich sehe nichts. Nein, es mag ein großer Fisch gewesen sein, die Horde ist längst über alle Berge.“

Da drang ein kurzer, dumpfer Laut durch das Knistern. Ein zweiter folgte, dann kamen immer mehr, bald rascher, bald langsamer.

„Was ist das?“ fragte Scheinfeld überrascht.

„Das Feuer hat die Tonwälle erreicht, und die Palmen brennen. Die Stämme plazern in der Glut.“ Er wandte sich um und fuhr fort: „Wir wollen uns niederlegen, Gefahr ist nicht vorhanden.“

In diesem Augenblick richtete sich eine schwarze Gestalt blißschnell im Boot auf, ein Schwirren durchschnitt die Luft, und fast gleichzeitig stieß der Rotbart einen wilden Schrei aus. Scheinfeld schoß zweimal rasch hintereinander, konnte aber nicht sagen, ob er getroffen hatte, denn der Bogenschütze war gleich nach dem Schuß mit einem Satz kopfüber ins Wasser gesprungen und verschwunden.

Der Rotbart sank in die Knie und stöhnte laut. Scheinfeld hob ihn auf und führte ihn unter das Vordach der Hütte. Ein starker Pfeil stak in seinem Rücken.

„Ich will ihn herauschneiden, aber er sitzt tief und fest, es wird sehr weh tun.“

„Immer vorwärts, ich habe schon Blut im Munde, und die Brust schmerzt unerträglich. Ich glaube, es ist Eile nötig.“

Er legte sich platt auf die Erde, und Scheinfeld schnitt mit seinem Taschenmesser auf gut Glück drauflos. Bei dem flackernden Licht des Herdfeuers wäre diese Operation selbst für eine geübte Hand ein Kunststück gewesen, und so floß denn das Blut bei jedem Schnitte reichlicher.

Der Rotbart stöhnte leise. Aber endlich kam die aus hartem schwarzem Holze geschnitzte Pfeilspitze mit den scharfen Widerhaken zum Vorschein. Dann verband Scheinfeld die Wunde und half dem Rotbart, sich aufrecht hinzusetzen.

„Lieber Freund,“ sagte er seufzend, „ich habe Ihnen furchtbare Schmerzen bereitet, es tut mir herzlich leid, aber es ging beim besten Willen nicht anders. Nun sagen Sie aber, was fangen wir jetzt an? Jeden Augenblick können die roten Teufel über uns herfallen. Soll ich Sie in die Hütte tragen? Sicherer wäre es wohl.“

Der Rotbart versuchte zu sprechen, aber Blut quoll aus seinem Munde.

Scheinfeld kniete nieder und stützte ihn. Nach einer Weile sagte der Verwundete leise: „Lieber Landsmann, wenn die ganze Horde uns hätte angreifen wollen, wäre sie längst da. Nein, es war die Lat eines einzeln. Sie sind ein guter Kamerad, aber Ihre Mühe nützt nichts, es geht zu Ende — ich merke's.“

„Dummes Zeug!“ rief Scheinfeld tröstend. „So schlimm steht es



Das Porträt des Großvaters. Von Pro

nicht. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie völlig hergestellt sind, und pflege Sie. Mangel werden wir nicht leiden, es ist ja eine Menge gedörrtes

Hirschfleisch da, und in der Lagune gibt es Fische.“

Der Rotbart drückte ihm dankbar die Hand und flüsterte wieder:

„Reiten Sie morgen in aller Frühe gerade nach Norden durch den Wald. Einen Kompaß haben Sie ja. Gegen Mittag werden Sie auf eine bebuschte Ebene kommen und am Horizont dicht nebeneinander drei Hügel auf-ragen sehen, rechts davon liegt die Hütte, in der Sie schon einmal



Eine Kamelreiterabteilung der
Phot.



von Professor L. Scalfai.

und pflege gebürtet. So vermeiden Sie den großen Sumpf, der Ihnen gehen könnte. In der nassen Zeit wähle ich immer diesen Weg, obgleich er länger ist. Von der Hütte aus geht es nordwestlich weiter."

"Ich danke Ihnen," sagte Scheinfeld bestimmt, "aber allein reite ich nicht."

"Verscharren Sie meinen Leichnam," sagte der Rotbart müde.

Scheinfeld erzählte. Eine Weile schwiegen sie beide. Als der Rotbart zu röcheln anfangte, sagte Scheinfeld traurig: "Wenn ich doch etwas für Sie tun könnte!" Aber der Rot-

eilung der schützlichen Schutztruppe.

bart schwieg. Da fragte er: "Haben Sie keinen Auftrag, keinen Gruß im Vaterlande zu bestellen? Keinen Wunsch?"

"Sagen Sie den Leuten drüben, ich sei tot, und es hätte mir herzlich leid getan, daß ich mich damals so schwer verging. — Nun hat mir's ein Wilder heimgezahlt. Hören Sie nur, wie der rote Teufel sich freut!"

Vom jenseitigen Ufer ertönte ein lautes Triumphgeschrei. Der Indianer hatte die Lagune durchschwommen und verkündete dem Chaco seinen Sieg.

Der Rotbart stöhnte. Wieder kam Blut aus seinem Munde.

Scheinfeld stand auf und machte für seinen Wirt eine Kürbischaale voll Tee zurecht. Als er sie ihm brachte, fand er einen Toten.

Die ganze Nacht wütete die Feuersbrunst, und in das laute Knistern mischte sich das Plätschen der Palmen.

Als die Sonne aufging, begrub Scheinfeld den Toten vor der Hütte unter den Holzsäulen. Dann sattelte er sein Pferd, belud die beiden Tiere seines Wirtes mit der Jagdbeute, setzte über die Lagune und ritt in den Urwald. Noch einen letzten Blick warf er auf die Hütte, und dabei rollte eine Träne über seine Wange. Dann trieb er die Pferde vorwärts.

Ende.

Zu unseren Bildern.

Dr. Schwander, Staatssekretär des Reichswirtschafts-amts. — In Elsass-Lothringen hat man den bisherigen Bürgermeister von Straßburg, der nun zur Leitung des Reichswirtschafts-amts berufen ist, nur sehr ungern aus seinem bisherigen Amt und seiner Heimat ziehen lassen. Die dankbare Anerkennung, die seine verdienstvolle Tätigkeit an der Spitze der Straßburger Gemeindeverwaltung fand, besonders seine vorbildliche Vorsorge von Anbeginn des Krieges an für Sicherstellung der Lebensmittellieferung ist von großer Bedeutung für seine neue Tätigkeit zum Besten des ganzen Reiches. Vor wenigen Wochen hat ihn die medizinische Fakultät der Straßburger Universität in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste und besonders der unübertroffenen Regelung der Ernährungsfrage und sozialen Fürsorge während des Krieges zum Ehrendoktor ernannt.

Eine Kamelreiterabteilung der deutsch-südwestafrikanischen Schutztruppe. — Ehe die Kolonie Südwestafrika den Feinden — wie man bestimmt hoffen kann, nur für vorübergehende Zeit — überlassen werden mußte, haben die braven Schutztruppen heldenmütigen Widerstand geleistet, der um so dankbarer anzuerkennen ist, als er sich leider nur darauf beschränken konnte, dem Gegner die Besitzergreifung so schwer als möglich zu machen. Eine wichtige Rolle spielten bei diesem zähen Ringen in tropischer Glut die Kamelreiterabteilungen. Schon in dem Feldzug gegen die aufständischen Hereros hatte man, die Erfahrungen der Engländer ausnützend, mit der Verwendung dieses gut ausgerüsteten Truppenteils gute Erfolge erzielt. Besonders im Patrouillendienst haben die Kamelreiter sehr viel geleistet. Auf den schnellen und genügsamen Tieren konnten weite, wasserleere Strecken durchquert werden. Das hochbeinige Schiff der Wüste wird gefattelt wie ein Pferd und trägt außerdem alles, was der Soldat für einen mehrtägigen Ritt braucht. — Wenn auch der General Botha, der einst als Burenführer um deutsche Hilfe bat, jetzt im Dienste Englands seinen Einzug in Windhuk halten und die Besitzergreifung der Kolonie von der Terrasse des Rathauses verkünden konnte, so kommt doch sicher der Tag, an dem die Helden von Südwestafrika die Rückgabe der ruhmvoll verteidigten Kolonie erleben werden.

Mannigfaltiges.

Ein rettender Einfall. — In einem Frühlingstage des Jahres 1853 wurde ein junger Bildhauer namens Bendorfer, der bereits Proben eines ungewöhnlichen Talents abgelegt hatte, bei einem Spaziergang in der Nähe von Wien während eines Gewitters vom Blitz getroffen und für längere Zeit betäubt. Landleute fanden den Bewußtlosen und schafften ihn in ein Wiener Krankenhaus, wo er aber erst nach Stunden ins Leben zurückgerufen werden konnte.

Da aber zeigte sich, daß er durch die Einwirkungen des elektrischen Stromes des Augenlichtes beraubt worden war. Seine Verwandten brachten ihn in die Klinik des berühmtesten Augenarztes von Wien, des Professors Ferdinand v. Arlt. Doch auch dessen Kunst vermochte ihm die gestörte Sehkraft nicht wiederzugeben.

Als Bendorfer erfuhr, daß er für sein weiteres Leben blind bleiben würde und nie wieder seine geliebte Bildhauerkunst ausüben könne, brach er völlig zusammen. Da er ein nur bescheidenes Vermögen besaß, löste er seine Verlobung auf, obwohl seine Braut schließlich allein dem Drängen ihrer Eltern nachgab. Tagelang saß Bendorfer in seinem Krankenzimmer und brütete düster

vor sich hin. Mehrmals versuchte er, sich das Leben zu nehmen. Von Tag zu Tag steigerte sich sein Trübsinn, und bereits machten sich die ersten Anzeichen einer beginnenden Geistesföderung bei ihm bemerkbar, als der Professor auf ein einfaches Mittel verfiel, die Gedanken etwas abzulenken und zunächst wenigstens ein gewisses Interesse für andere Dinge wieder bei ihm zu erwecken. Er knüpfte in eine Schnur einen vielfach verschlungenen Knoten und bat Benschhofer dann, den Knoten zu entwirren, eine Tätigkeit, die immerhin eine gewisse geistige Anspannung erforderte.

Art hatte den richtigen Weg eingeschlagen. Der erblindete Künstler fand an dem Entwirren der verwickeltesten Knoten immer mehr Vergnügen, so daß er es schließlich zu einer solchen Fertigkeit darin brachte, daß er die schwierigsten Aufgaben dieser Art spielend löste. Dadurch gewannen seine Finger指尖 eine unglaubliche Feinfühligkeit, die durch andere ähnliche Arbeiten immer weiter entwickelt wurde. Nach Verlauf eines halben Jahres gab man dem jungen Bildhauer zum ersten Male eine Knetmasse, und er begann die verschiedensten, vorläufig noch einfachen Gegenstände zu modellieren.

Körperlich wie geistig war inzwischen mit ihm eine große Änderung zum Besseren vor sich gegangen. Seine Gleichgültigkeit, seine geistige Stumpfheit waren gewichen. Sein Gesicht hatte wieder frischere Farben bekommen, und mit einem gewissen Stolz zeigte er seinem Wohltäter jetzt stets die Proben seiner wachsenden Fingerfertigkeit. Nach weiteren zwei Jahren war er bereits imstande, die zierlichsten Figürchen zu modellieren. Ihm, dem das Augenlicht fehlte, und der sich daher in seine eigene phantastische Welt eingesponnen hatte, flogen die Ideen für immer neue Figuren- und Tiergruppen förmlich zu. Bald wurde ein Porzellanwarenfabrikant auf die in jeder Hinsicht künstlerischen und eigenartigen Werke Benschhofers aufmerksam und beschäftigte ihn dauernd, so daß der blinde Modelleur sich seinen Lebensunterhalt mehr als reichlich verdiente.

Die Braut, die ihn nur halb gezwungen aufgegeben hatte, kehrte zu ihm zurück, und bald wurde aus beiden ein seliges Paar. Benschhofers Ehrgeiz gab sich jetzt aber mit dem bisher Erreichten nicht mehr zufrieden. Er nahm eine größere Arbeit in Angriff, die er für die Münchener Kunstausstellung in Bronze gießen lassen wollte. So entstand im Verlauf von drei Monaten seine rührende Gruppe „Der blinde Gatte“, die ihm 1864 in München die goldene Medaille einbrachte und dann von dem Wiener Nationalmuseum angekauft wurde. Mit diesem Werk hatte er sich einen Platz neben den ersten bildenden Künstlern seiner Zeit errungen.

Sein Talent, nicht mehr eingeengt durch kleinliche Nahrungsforgen, entfaltet nun erst seine ganze Vielseitigkeit. Er schuf noch eine ganze Anzahl von Gruppen und Einzelfiguren, die durch Feinheit der Ausarbeitung wie eigenartige Auffassung das wahre Genie verrieten. Benschhofer starb im Jahre 1889 an einer Lungenentzündung. Seine Familie bewahrt noch heute wie eine Reliquie die Schnur auf, in die der berühmte Augenarzt einst jenen ersten Knoten geknüpft hatte, durch den ein völlig Verzweifelter sich zu sich selbst zurückfand. [B. K.]

„Junge, laß dich nicht verblüffen!“ — Dies beliebte Mahnwort spielte in der Familie des „Spaziergängers nach Syrakus“, Johann Gottfried Seume, eine wichtige Rolle. Der Vater Seumes, ein offener, kerniger Mann, dem alles Scheinwesen verhaßt war, rief es oft seinem heranwachsenden Sohne zu, und auch dieser wandte es zeitlebens mit Vorliebe an.

So, als er eines Tages mit seinem Verleger, dem bekannten Buchhändler Joachim Göschen, bei Hohenstädt, wo dieser seinen Landsitz hatte, auf einem Spaziergange Zeuge der Verlegenheit eines Hirtenjungen war. Zwei übermütige junge Leute im Jagdkostüm bedrängten den etwa zwölfjährigen Knaben mit der Aufforderung, ihnen die Kuh auf der Wiese vorzureiten. Der eine Jäger spannte den Hahn seiner Wäpche und drohte zu schießen, wenn der Junge nicht gehorche.

Da rief Seume, der mit Göschen die Szene durch die Lücke einer Schlehdornhecke beobachtet hatte, mit Stentorstimme: „Junge, laß dich nicht verblüffen! Der Mann darf nicht auf dich schießen!“

Die beiden Jäger kamen zur Vernunft, sahen von einer weiteren Bedrängung des Knaben ab und bogen in einen Seitenweg ein.

Die beiden Spaziergänger ließen sich nun mit dem kleinen Burschen in ein Gespräch ein, und Göschen, der an seinem aufgeweckten Wesen Gefallen fand, vermittelte, daß dessen lebhafter Wunsch, Buchdrucker zu werden, in Erfüllung ging. Aus dem Hirtenjungen wurde ein fleißiger, tüchtiger Setzer in dem Göschenschen Geschäft. Später arbeitete sich der junge, strebsame Mann zum selbständigen Buchdruckermeister empor.

Als er erfuhr, daß Seume wieder einmal zu Besuch bei Göschen in Hohenstädt sei, suchte er ihn auf, überreichte in dankbarer Erinnerung an die schilderte Szene einen Blumenstrauß und bat, daß Seume sein Stammbuch mit einem Eintrag eröffne. Seume war erfreut über diesen Akt der

barkeit. Auch er erinnerte sich lebhaft des Vorfalles auf der Wiese und schrieb in sein Stammbuch: „Junge, laß dich nicht verblüffen!“ Hohenstädt, 18. August 1870. Johann Gottfried Seume.“

An einem Haar. — Nicht lange nachdem der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 hörte ein hoher Offizier der Straßburger Garnison in einer Gesellschaft von Bürger der Stadt voll Bewunderung von der ungemeinen Geschicklichkeit Pariser Goldarbeiter sprechen.

„Nun, aus nichts werden sie mir wenig etwas machen können wie der Schmiedehändler anderer Völkler,“

der Offizier. „Aus nichts — das gebe ich Ihnen klärte darauf der Straßburger, aber aus dem unscheinbarsten Material Bon meinem Lieferanten weiß ich nicht.“

„Dann fordern Sie ihn,“ betonte mir aus diesem Material ein ansehnliches Schmuckstück für meine Frau zu erwerben. Der Offizier, indem er aus seinem weißen Vollbart riss, wies auf anderen Herrn überreichte, der eine Verbeugung in sein Lothrin gen nach

Nach einigen Wochen überbrachte mir ein Bürger dem preussischen Kriegsmuseum ein Lederfutteral. Geöffnet zeigte es zwei zierliche goldene Medaillen, durch Wappen und Inschrift als Lothringener Lothringen gekennzeichnet waren. Die Medaillen waren befestigt an den Enden des Haares, und dies wurde in der Wäpche durch einen deutschen Goldarbeiter, hinter dem die Anfertigung Brosche, als die das Ganze dienen angebracht war. Zwischen beiden Medaillen lief unten eine geschwungene Goldplatte hin, auf der klar und deutlich die Worte zu lesen waren: „Gott hält uns an einem Haar.“

Die Gattin des Offiziers trug das reizende Schmuckstück gern und viel. Sie es fünfundsiebzig Jahre gehabt, nämlich im Jahre 1900, schickte von Berlin aus eine sehr gelungene Photographie der Medaillonbrosche an die befreundete Gattin des Straßburger, die damals die Bestellung dem Pariser Geschmeidehändler übermittelte. Sie hatte dem Bilde die Unterschrift hinzugefügt: „Das Haar hat mich gehalten vermag.“

Praktisch.



Wirt: Wie ist denn der alte, kranke Hund aus der brennenden Wohnung gerettet worden?

Feuerwehrmann: Sehr einfach! 's Sprungtuch haben wir ausgebreitet, und der Huber hat mit se'm Schneuztuch dem Hund a Wurst vorg'macht.

damals die Bestellung dem Pariser Geschmeidehändler übermittelte. Sie hatte dem Bilde die Unterschrift hinzugefügt: „Das Haar hat mich gehalten vermag.“

Scharade. (Dreißilbig.)

Erste und zweite Silbe.

Bald braun, bald wie der Himmel blau,
Bald schwarz und glühend, kalt und grau,
Bald groß und rund, bald klein und schmal,
Siehst du die beiden allzumal!

Dritte Silbe.

Tras dich ein herber Schmerz zutiefst.
Doch dir, kam ich, wenn du mich riefst,
Und ich konnt' lindern deine Pein,
Auf deine Wunde Balsam sein.

Das Ganze.

Das Ganze such in Hur und Au,
Run sag die Lösung mir genau.

Auflösung folgt in Nr. 40.



Auflösung von Nr. 38:

des Homonymus: Vergehen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Stephan Steinlein in Stuttgart.
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.